**Der Kellner Antonio**

Lion Feuchtwanger

Meine Vortragsreise durch Amerika war anstrengend ge­wesen, ich fühlte mich erschöpft und sehnte mich nach der ländlichen Stille meines Hauses in Südfrankreich. Sowie meine Verpflichtungen in den Staaten erledigt waren, nahm ich das erste Schiff und fuhr hinüber.

Das Schiff war klein, aber bequemer, als ich erwartet hatte. Es war schön, allein auf dem Promenadedeck her­umzulaufen, es war schön, ausgestreckt auf dem Deck­stuhl zu liegen und den Wellen zuzuschauen, es war schön, seine Mahlzeiten zu nehmen ohne die Verpflich­tung, mit tausend Leuten Gespräch zu führen.

Da war eine einzige dumme kleine Sache, die mich störte: der Kellner, der mich bediente, war mir ein Ärgernis. Es war ein Mann von etwa vierzig Jahren; auf seinem unter­setzten Körper saß ein großer Kopf, das schwarze Haar war tief in die niedrige, von dicken Falten durchzogene Stirn hineingewachsen, das viereckige Gesicht hatte etwas Flächiges, die Nase lag klein und eingedrückt unter brau­nen, ausdrucksvoll mürrischen Augen. Er schien Spanier oder Portugiese; jedenfalls kam er mit dem Englischen nicht zurecht, mißverstand häufig auch eine deutliche Or­der und brachte etwas Falsches. Seine Bewegungen waren schwerfällig, der massige Mensch war der Aufgabe, sich mit beladenem Tablett durch den Speisesaal des schwan­kenden Schiffes zu schlängeln, keineswegs gewachsen. Ich durfte von Glück sagen, wenn eine Mahlzeit vorüberging, ohne daß er mir Speise oder Getränk über den Anzug ge­schüttet hätte.

Die Gäste schimpften oder zuckten spöttisch resigniert die Achsel über den linkischen Mann. Ich selber schwieg, doch ließ wohl manchmal meine Miene einen kleinen Un­mut sehen. Mit dem Kellner zu rechten, hatte keinen Sinn. Zweifellos war er sich dessen, was er angestellt hatte, in jedem einzelnen Fall deutlich bewußt. Es erschien näm­lich nach jedem Mißgeschick auf seinem fleischigen, ange­strengten, schwitzenden Gesicht ein verbissener Zug an­klägerischer Bitterkeit. Der ganze Mann hatte etwas Nachdenkliches, besinnlich Kummervolles, was ihm die Ausübung seines Berufes bestimmt nicht erleichterte. Auch schaute er einen zuweilen prüfend an, mit einer Ein­dringlichkeit, dazu angetan, ein persönliches Verhältnis herzustellen zwischen dem Prüfenden und dem Betrach­teten, ein Verhalten, das einem Kellner keineswegs ange­messen war.

Dem Obersteward, einem energischen Mann, blieb selbstverständlich die Unfähigkeit seines Angestellten nicht verborgen. Er entschuldigte sich bei mir. Erklärte, er habe den Mann im letzten Augenblick einstellen müssen, ohne ihn prüfen zu können, und werde ihn entlassen, so­wie man an Land komme. Nun hätte ich wohl unter an­dern Umständen etwas Besänftigendes erwidert: »Es ist nur halb so schlimm, sehen Sie doch noch eine Weile zu,« oder dergleichen. Aber da ich noch müde und durch die vorangegangenen Mühen überreizt war, hatten mich die Ungeschicklichkeiten des Mannes über Gebühr geärgert, und ich antwortete dem Obersteward trocken: »Daran tun Sie recht.«

Ob der Obersteward dem Kellner Antonio – er hatte mir seinen Namen genannt – von dieser Unterredung erzählte, habe ich nie erfahren. Doch war mir, als betrachte mich seit jenem Gespräch Antonio mit Kummer, Bitterkeit und Vorwurf, so, als ob mein kleinliches Verhalten ihn ent­täuscht hätte. Schon vorher hatte ich manchmal das unbe­hagliche Gefühl gehabt, Antonio betrachte und behandle mich, als wäre er mir durch eine seltsame Zusammengehö­rigkeit verbunden. Jetzt verstärkte sich dieser Eindruck.

Ich sagte mir, das sei reine Einbildung. Antonio sei mür­risch von Wesen, und sein Unmut richte sich gegen mich nicht mehr als gegen alle Welt. Ich sagte mir, lediglich mein Bedürfnis nach Romantik geheimnisse in sein Ver­halten seltsame psychologische Hintergründe hinein. Doch diese Erwägung half mir nichts. Die sonderbare Feind-Freundschaft, die ich auf dem fleischigen, trauri­gen Gesicht des Kellners Antonio zu lesen glaubte, steckte mich immer tiefer an. Das Einfachste wäre gewe­sen, offen und geradezu mit dem Manne zu reden; aber das schien mir zu lächerlich. Statt dessen machte ich mir im Stillen Vorwürfe, daß ich jene Äußerung gegen ihn ge­tan hatte. Bestimmt wird er, erst entlassen, die Schuld an dieser seiner Entlassung mir zuschreiben. Zu Unrecht; denn seine Unfähigkeit lag offen zutage, und ich hätte, auch wenn ich noch so warm für ihn eingetreten wäre, den Entschluß des Oberstewards nicht ändern können. Allein, wenn mich auch mein Verstand freisprach, ein Tieferes in mir sprach mich schuldig. Der Anblick des schweren, kummervollen Mannes störte mir das Innere, ich hatte ein schlechtes Gewissen, mein Behagen an der ruhigen Fahrt war dahin.

Dann kam ich nach Hause, und in der Stille meines Zim­mers, über meiner Arbeit, über meinen Büchern hatte ich bald den Kellner Antonio vergessen.

Einige Monate später riefen mich Geschäfte für ein paar Tage nach Paris. Dort, als ich vor einer roten Ampel war­tete, daß sie grün werde und ich die Straße überqueren könne, gewahrte ich auf der rückwärtigen Plattform eines langsam vorbeifahrenden Omnibusses ein bekann­tes, schweres, kummervoll besinnliches Gesicht. Zwei Sekunden mußte ich nachdenken, dann wußte ich, es war der Kellner Antonio.

Und auf einmal wieder wellten in mir mit der alten Hef­tigkeit die Gefühle, die mich während der Überfahrt be­wegt hatten, die Ängste und kleinen, geheimen Lüste, welche der sonderbare Prozeß in mir aufgerührt hatte, den Antonio in seinem Innern gegen mich angestrengt. Die alten Gewissensbisse waren wieder da.

Ich sagte mir, Antonio habe das Erlebnis wahrscheinlich längst vergessen, wenn es überhaupt je eines für ihn gewe­sen sei. Ich sagte mir, er habe vermutlich eine bessere und ihm mehr gemäße Stellung gefunden. Ich sagte mir, ich sei ein Narr. Aber kein Einwand meines Hirnes kam auf ge­gen das Unbehagen meines innersten Innern.

Ich machte mühsam Antonios Adresse ausfindig und schrieb ihm, er solle kommen. Er erwiderte in umständ­lichem Französisch, die vorgeschlagene Zeit passe ihm nicht, er werde statt dessen zu einer andern, von ihm be­zeichneten, Stunde da sein. Ich hatte für diese Zeit eine nicht unwichtige Zusammenkunft angesetzt. Ich sagte ab und wartete auf den Kellner Antonio.

Und dann also stand er vor mir, schwer und mürrisch, und ich fragte mich, wozu eigentlich ich mir diese ungemüt­liche Zusammenkunft aufgehalst hätte. Antonio seines- teils schien gar nicht erstaunt, er schien eher darauf gewar­tet zu haben, daß ich ihn riefe. Nicht als ob er irgendwas dergleichen geäußert hätte. Doch der schwerfällige Mann besaß in höherem Grade als mancher große Schauspieler die Gabe, durch Haltung und Miene sein Wesen auszu­drücken und sein Gefühl.

Da stand er also und schwieg, er sperrte sein viereckiges Gesicht mit der kleinen Nase und den braunen Augen und der tief verfältelten Stirn ausdrucksvoll zu. Ich mußte je­des Wort aus ihm herausziehen, und mehr als durch seine mangelnden Sprachkenntnisse war die Unterredung er­schwert durch seine störrische Seele.

Ich fragte ihn schließlich geradezu, ob er mir irgendwel­che Schuld beimesse an seiner Entlassung. Er sah mich fin­ster an, verwundert über diese überflüssige Frage, und kaute in seiner maulfaulen Art heraus: »Natürlich.« Ich fragte ihn, ob er denn nicht glaube, er wäre auch ohne mich entlassen worden. Das sei wohl möglich, erwiderte er, doch die letzte und entscheidende Ursache seines bösen Schicksals sei ich. So haltlos dieser Anwurf war, ich sah sogleich, ich konnte ihm seinen Glauben nicht ausreden. Ich gab es auf.

Ob er denn viel verloren habe, fragte ich ihn; er sei doch wohl für den Beruf des Kellners nicht sehr geeignet. Dar­auf ging er nicht ein, vielmehr erwiderte er, er liebe diesen Beruf, und als ich ihn erstaunt und ungläubig anschaute, bequemte er sich zu erklären : »Sie als Schriftsteller müssen das doch verstehen. Ich bin interessiert an Menschen,« setzte er dunkel hinzu, als wäre das das Natürlichste von der Welt. »Man muß doch Brücken machen,« sagte er. Zu­erst glaubte ich, ich hätte ihn infolge seines schlechten Französisch nicht verstanden, und: »Wie bitte?« fragte ich. Er aber sagte ein zweites Mal und unmißverständlich: »Man muß doch Brücken machen.« Da erkannte ich, daß ich mich damals auf dem Schiff nicht getäuscht hatte, und daß er wirklich glaubte an eine seltsame und einmalige Verbindung von ihm zu mir.

Im übrigen sah er schäbig aus, es ging ihm sichtlich nicht gut. Es ergab sich, daß er Türsteher war irgendwo in einem schlechten Nachtlokal auf dem Montmartre. Die Schuld an diesem Abstieg – das sagte zwar nicht sein Mund, wohl aber sein ganzes Gesicht – traf natürlich mich.

Ich habe kein übermäßig robustes Gewissen, allein auch kein übermäßig verzärteltes. Man soll einen Fallenden nicht auch noch stoßen, gewiß, und meine Äußerung da­mals vor dem Obersteward war vielleicht nicht sehr hu­man gewesen: immerhin hatte sie keinen Schaden ange­richtet, der Mann wäre auch ohne sie entlassen worden. Warum also ließ ich die alberne Anschuldigung des Men­schen nicht auf sich beruhen? Ich werde mich nicht weiter mit ihm abgeben, sondern ihn einfach verabschieden.

Während ich so dachte, hörte ich mich sagen: »Passen Sie einmal auf, Antonio, ich könnte Sie allenfalls in meinem Hause beschäftigen. Sie wären da so etwas wie ein Butler; auch sonst gibt es in einem Haus, in das viele Besucher kommen, allerhand zu tun.« Was redete ich da für Un­sinn? Das ganze Angebot war eine Riesendummheit. Was sollte ich mit dem unbequemen, ungeschickten Burschen anfangen? Warum gar sagte ich noch das von den ›vielen Besuchern‹? Wollte ich ihn locken? Ich konnte ihn doch nicht brauchen. Er wird nur herumstehen und mich stö­ren.

Und trotzdem fühlte ich eine geheime Befriedigung, daß ich ihm das Angebot gemacht hatte, daß es entschieden war, und daß er von jetzt an in meiner Nähe sein wird. Die innere Verkettung, die er angedeutet, war nun einmal da. Im übrigen kam es, wie es sich hatte voraussehen lassen. Es fand sich für Antonio in meinem Haus wenig Beschäf­tigung. Die meiste Zeit lungerte er herum. Dabei war er bestrebt, sich nützlich zu machen; ja, er bezeigte mir trotz seines maulfaulen, unwirschen Wesens eine gewisse Zu­neigung. Freilich auch nahm er sich viel heraus. Er verhielt sich zu mir nicht wie ein Angestellter zu seinem Dienst­geber, sondern etwa so wie ein unzufriedener älterer Ver­wandter zu einem schwierigen jungen Menschen. Ohne daß er dies je hätte Wort werden lassen, war er offenbar überzeugt, in meinem Leben eine durch keinen andern zu ersetzende Rolle zu spielen.

Im Sommer ergossen sich Scharen von Freunden und Be­kannten über die französische Südküste, und ich mußte wohl oder übel eine ausgedehnte Gastlichkeit entfalten. Nun gab es in dem sommerlichen Müßiggang meines klei­nen Ortes viel Klatsch und viele Eifersüchteleien, und es war nicht immer leicht, die rechten Leute vorzulassen, die rechten Leute abzuweisen. Hierin bewies der sonst so schwerfällige Antonio klugen Takt. Er hielt Lästige fern, zog allzu Schüchterne heran und zeigte sich überhaupt für Dienste vertraulicher Natur gut verwendbar.

Nun tauchte gegen Ende des Sommers in meinem kleinen One eine Frau auf, der ich gelegentlich in Berlin, in Paris, in London begegnet war; niemals indes hatte ich ihr viel Aufmerksamkeit geschenkt. Jetzt, hier im Süden und im Sommer, verstand ich das nicht mehr. Clarissa erschien mir mit einemmal die begehrenswerteste aller Frauen.

Ich sah sie zuerst in einem der kleinen, bunten Cafés in dem schönen, lärmvollen Hafen. Sie war sehr umringt, ich hatte nicht viel Gelegenheit, mit ihr zu sprechen. Dann, ein zweites Mal, sah ich sie bei einem snobistisch primiti­ven Gartenfest; um offen zu sein, ich war hingekommen, weil ich gehofft hatte, sie zu sehen. Diesmal konnte ich mehr mit ihr reden. Sie war etwas gekränkt, daß ich sie früher nie beachtet hatte, sie kokettierte und hielt mich hin. Sie bedauerte spöttisch, daß jetzt, da ich Aug und Zeit für sie hätte, sie keine Zeit mehr für mich habe; denn schon nächste Woche werde sie abreisen.

Ich begriff ihre Haltung sehr wohl. Doch ich ließ mich nicht abschrecken und bat sie dringlich, mir in den Tagen, die ihr noch blieben, eine Zusammenkunft zu gewähren. Sie schlug es nicht ab, aber sie hatte angeblich den Kalen­der mit ihren Verabredungen nicht zur Hand und konnte oder wollte mir nicht Bescheid sagen, wann ich sie treffen könnte. Sie wohnte eine kleine Stunde entfernt vom Ha­fen, in den Bergen, in einem Hause, das ein Freund ihr überlassen, ohne Telefon. Daß ich auf gut Glück käme, sie zu besuchen, verbat sie sich. Schließlich vereinbarten wir, ich würde ihr einen Boten schicken, dem sie mitteilen sollte, wann sie Zeit für mich habe.

Das war ein Geschäft für Antonio. Allein ich mußte wahr­nehmen, daß er, als ich ihm Clarissas Namen nannte, ein wenig zusammenzuckte. »Kennen Sie die Dame, Anto­nio?« fragte ich ihn. »Ich habe sie mehrmals im Ort gese­hen,« antwortete er. Er bemühte sich, die gleichmütige Miene zu zeigen, die in solchen Fällen einem guten Diener angemessen ist, doch ich merkte, daß ihm Clarissa nicht gefiel. Ich schärfte ihm ein, daß mir an der Zusammen­kunft liege, und trug ihm auf, jede Stunde anzunehmen, welche Clarissa ihm für mich vorschlage.

Als ich indes am Abend zurückkam und ich ihn begierig fragte, welche Zeit nun vereinbart sei, antwortete er auf seine mürrische Art, Clarissa habe sich noch nicht ent­schließen können, sie habe ihn für morgen ein zweites Mal bestellt. Das verdroß mich, aber ich verstand es, daß sie, nachdem ich sie so lange durch Gleichgültigkeit gekränkt hatte, mich jetzt ihre Macht spüren ließ.

Antonio ging also am nächsten Tag nochmals hin. Als er zurückkam, erklärte er, heute habe er die Dame überhaupt nicht zu Gesicht bekommen. Das Haus sei verschlossen gewesen, und Leute in der benachbarten Farm hätten ihm mitgeteilt, die Dame sei schon am frühen Morgen mit einer Freundin weggefahren, an die See, um zu baden. Er habe sich beschreiben lassen, wo sie zu baden pflege, habe sie aber nicht gefunden. Ich erwiderte nichts, aber ich ver­düsterte mich. Das war der alte Antonio, ungeschickt, töl­pelhaft. »Ich werde morgen selber hinauffahren,« sagte ich.

Allein am andern Tage zeigte sich, daß am Wagen irgend etwas beschädigt war, so daß ich ihn nicht fahren konnte, und die beiden Taxis des kleinen Ortes waren unterwegs und nicht erreichbar. Nachdem mir Clarissa einen über­raschenden Besuch verboten hatte, wäre es schon gewagt gewesen, hinaufzufahren; zu Fuß hinaufzugehen, verbot sich vollends; das hätte mein Verlangen, sie zu sehen, auf aufdringliche und taktisch unkluge Art unterstrichen. Es blieb mir nichts übrig, als nochmals Antonio zu schicken. Ich war nicht weiter überrascht, daß er auch diesmal un­verrichteter Dinge zurückkehrte.

Schließlich verließ Clarissa unsern kleinen Ort, ohne daß ich sie noch hatte sehen können. Es war Antonio, der es mir mitteilte, nicht ohne Schadenfreude. »Da haben Sie sich wieder einmal besonders bewährt, Antonio,« konnte ich mich nicht enthalten, ihm zu sagen.

Es kam selten vor, daß ich Antonio tadelte; es war zweck­los. Wenn es mir doch einmal unterlief, dann setzte er jene bekümmerte Miene auf, die ich vom Schiff her kannte. Diesmal indes tat er das nicht, vielmehr sagte er: »Wenn ich ernstlich gewollt hätte, dann wäre die Zusammenkunft zwischen Ihnen und Madame Clarissa zustande gekom­men. Aber ich halte es für besser so.« Er sprach vor sich hin, in seiner maulfaulen Art, und schaute mich nicht an. »Was sagen Sie da?« fragte ich; ich glaubte, ich hätte falsch gehört oder sein ungefüges Französisch mißverstanden. »Ich halte es für besser so, wie es gekommen ist,« wieder­holte er, und jetzt schaute er mich an.

Weder in seinem Blick noch in seinem Ton war Frechheit; was er sagte, klang eher wie eine kleine Mahnung, eine sachlich ernsthafte Konstatierung. Ich verspürte Verlan­gen, ihn aus dem Haus zu werfen; gleichzeitig aber-hatte ich ein Gefühl, als müßte ich mich vor ihm rechtfertigen. Gerne hätte ich ihn gefragt, warum er’s denn so für besser halte. Aber ich fragte nur umwegig: »Kennen Sie Madame Clarissa von früher?« »Nein,« antwortete ohne Zögern Antonio. »Wissen Sie etwas über sie?« fragte ich weiter. »Nein,« sagte Antonio. Ich zögerte einen Augenblick, dann, törichterweise, sagte ich spöttisch: »Dann haben Sie also wohl eine Brücke geschlagen.« »Es ist das Gegenteil,« erklärte sachlich und ungekränkt Antonio. »Aber ich habe sie gesehen.«

Ich sagte nichts mehr. Es war natürlich lächerlich, wenn Antonio einem Menschen Wesen und Vorleben vom Ge­sicht ablesen wollte. Dennoch rührte seine ruhige Art mich an.

Etwa zwei Monate später kam ein Brief von Clarissa. Sie machte mir Vorwürfe, daß ich nichts von mir hätte hören lassen. Sie sei jetzt in Paris, teilte sie mit, und sie fragte, wann ich wieder einmal hinkäme. Doch mein Verlangen nach ihr war schwächer geworden, ich stak mitten in einer Arbeit, auch wollte mir Antonios sonderbare Äußerung nicht aus dem Sinn. Ich erwiderte liebenswürdig und dila­torisch.

Während des Winters hörte ich über Clarissa von meinem Freunde, dem Professor Robert. Robert war ein liebens­würdiger Enthusiast, immer ein wenig fantastisch, und er schrieb mir hingerissen über Clarissa.

Nun war jene Zeit voll von politischen Spannungen, und Robert war, wie ich selber, Untertan eines Staates, in wel­chem die Feinde der Freiheit und Anhänger der Gewalt an die Macht gelangt waren. Es waren Leute, die vor keinem Mittel zurückscheuten und ihre Gegner fanatisch haßten. Robert war ein ruhiger, harmloser Mensch, allein er war unvorsichtig und hatte aus seinen freiheitlichen Anschau­ungen niemals ein Hehl gemacht. Er war denn auch jenen Leuten verhaßt. Immerhin war ich aufs Schmerzlichste überrascht, als ich lesen mußte, Robert sei wegen staats­feindlicher Umtriebe verhaftet worden. Er war alles eher als radikal, und es war unglaubhaft, daß er, wie es in den Zeitungen hieß, eine ernsthafte revolutionäre Aktivität sollte entfaltet haben. Allein seine Gegner erklärten triumphierend, es hätten sich bei ihm Dokumente gefun­den, die seine Schuld unwiderleglich erwiesen.

Ich erkundigte mich, was denn nun eigentlich an der gan­zen Sache sei. Ein unbedingt glaubwürdiger gemeinsamer Freund berichtete mir, das Material, das Robert ins Ver­derben brachte, sei von Clarissa in sein Haus geschmug­gelt worden.

Es war dies, wie sich später ergab, das dritte Mal, daß Cla­rissa dergleichen getan hatte.